



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sutermeister, Otto: Erntesitten in der Schweiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ordnung übergegangen ist, und der, abgesehen davon, daß er für Preußen und damit für Deutschlands Zukunft durchaus nicht zureichend war, von Seiten der Schleswig-Holsteiner auf Spiegelsechtereien und Beschwindelung hinauslief. Man geberdete sich als Macht und bewies damit aufs neue und schlagender wie je seine Ohnmacht, nicht bloß dem verhassten Regiment in Berlin gegenüber, sondern selbst vor dessen Gegnern, soweit sie vor Verdruss über dieses Regiment noch den Segen zu sehen vermögen, der für uns trotz alledem in der Existenz des preussischen Staates liegt. Man dachte Parlament zu spielen und erinnerte lebhaft an den Pickwickier-Club. Man meinte für die Geschichte zu arbeiten und brachte es nur zu Stoff für den Kladderadatsch. Illusionen, Phantasien, ungerechtfertigte Antipathien, längst zu bloßen Phrasen heruntergekommene Gedanken waren der Anfang und das Ende vom Liede. Liberales Philistertum, das sich in sittlicher Entrüstung über Nothwendiges gefällt, gepaart mit vollständiger Unkenntniß der Natur und der eigentlichen Ziele des schleswig-holsteinischen Particularismus, andererseits bornirter Haß gegen das, von wo uns Deutschen bei aller seiner jetzigen innern Verkümmern doch allein zuletzt das Heil kommen muß, verbunden mit süddeutschem idealistischem Aberglauben traten zusammen, es uns vorzutragen. In der That, gute Leute, aber wirklich recht schlechte Musfanten!

Erntesitten in der Schweiz.

Wilhelm Mannhardt in Danzig hat im Laufe des Sommers 1864 und soeben nochmals die Bitte ausgehen lassen, ihn durch nachdrückliche Sammelhilfe auf dem Gebiete der alten agrarischen Gebräuche, zunächst der Erntesitten in den Stand zu setzen, das Bild des einst Gewesenen aus den Bruchstücken herzustellen, mit Sicherheit seine Bedeutung zu entziffern und vermittelst sprachlicher und historischer Studien jedes einzelne Glied in den richtigen Zusammenhang einzufügen. Zu diesem Ende hat er zum vorläufigen Verständniß des zu sammelnden Materials eine Reihe von Fragen aufgestellt, die allein schon die Aufmerksamkeit der Freunde des Volkslebens zu reizen vermögen. Möchten ihm der willfährigen und sinnigen Mitarbeiter an dem vaterländischen Werke recht

viele werden; jeder einzelne Sammler, der ihm zur Hand ginge, dürfte in seiner eigenen kleinen Mühe auch schon reichlichen Lohn finden.*)"

Der Verfasser dieser Zeilen selbst hat sich in seiner Umgebung gemäß der Anleitung Mannhardts umgesehen und in kurzer Zeit unerwartete Entdeckungen gemacht. Es sind ihm aus dem Volksmunde eine Menge erbtümlicher Sitten und Sagen zur Kenntniß gebracht worden, die anderweitige Mittheilungen theils bestätigen, theils erklären oder auch um Wesentliches vermehren. Indem er hier einige solche aushebt, die auch ohne sprach- und sittengeschichtlichen oder mythologischen Commentar ziemlich verständlich lauten werden, bemerkt er nur, daß dieselben aus der Landschaft Zürich stammen, derjenigen Schweizerlandschaft, welche unter allen, in Folge der ausgedehntesten Volksbildung, verhältnißmäßig vielleicht die wenigsten Ueberreste alten Volkslebens mehr aufweist. Und doch leben, wie sowohl eigene Anschauung als die zuverlässigsten Gewährsleute bezeugen, von den hier verzeichneten Zügen die meisten noch heute; den Reichthum des anderwärts noch Vorhandenen mag man darnach bemessen.

Wie der Säemann in die „Art“ (den neugepflügten Boden) den Samen im Namen der h. Dreifaltigkeit ausgestreut oder auch wohl mit dem Spruche: „Was i schaffe, das thun i mit Fliß — Mög 's Herrgotte Gnad si bi üs“; und wie er seine Arbeit mit den Worten beschloffen hat: „Nun gebe der liebe Herrgott den Segen darein“ — so wird nun auch beim Ernten auf dem ersten Acker gesprochen: „Walt Gott, well (wolle) Gott, daß es wohl ausgebe!“ und wenn Abends die „Bezeitglocke“ ertönt, so schneidet nach uralter Sitte jeder Schnitter noch drei Handvoll Getreide und verläßt dann das Feld mit dem kurzen Gebetworte: „Walt Gott trüli“ (treulich).

Man unterscheidet eine weiße Ernte, die Kornerte, und eine schwarze, die Roggenernte. Die sogenannte Sommerfrucht, Gerste und Hafer, wird meistens mit der Sense, die Winterfrucht dagegen, Weizen, Roggen und Korn (Dinkel), noch immer mit der Sichel geschnitten. Ein Geschnitt besteht gewöhnlich aus einem Mann und drei bis vier Frauen oder aus einem Schnittermeister und drei bis fünf Schnittermädchen, die sich in das Geschäft des Schneidens, des Antragens (Sammelns) und Bindens theilen. Desterers sind dabei fremde, von Württemberg oder aus dem Schwarzwald herübergekommene Arbeiter; von diesen übernimmt jedoch keiner das Binden; dies ist eine Ehrenarbeit, die entweder der Bauer selbst oder mindestens ein Einheimischer, jedenfalls immer eine männliche Person beansprucht. „Geschnitt“ ist indessen auch der Name für jede größere Gesamtheit der Schnitter auf einem großen Hofe. Diese ziehen mit einem Geiger an der Spitze auf das Feld, und nun wird hier nach dem Takt der Musik gearbeitet. Hatte bei der Aussaat der Säemann die drei

*) Ganz neuerlich hat die Akademie in Wien dem Staatsministerium empfohlen, Mannhardts Fragen in allen Theilen des Kaiserreiches amtlich zu verbreiten.

ersten Körner in die Luft geworfen, so wirft jetzt auch der Schnitter die drei ersten Aehren in das Getreidefeld hinein, um die „Kornmutter“ zu befriedigen und das Getreide ergiebiger zu machen; und die zwei ersten Handvoll Halme, welche zur Seite gelegt werden müssen, werden kreuzweise übereinander gelegt. Wer nun nicht nach dem Takt schneiden, d. h. Schritt halten kann, dem wird ein „Fulacher“ (Faulacker) bereitet; die Voranschreitenden trennen ihn nämlich von ihrer Gemeinschaft ab, indem sie in einiger Entfernung von ihm die durch sein Zurückbleiben unterbrochene Linie wieder schließen und so den „Faulen“ auf einem isolirten Stück, einer kleinen Getreideinsel, zurücklassen. Das nennen sie dann das Zipselschneiden. Der Geiger spielt dabei seine stehende altnordische Zipselweise und singt ein Spottlied dazu, indeß das ganze Geschnitte den Armen höhnt: „Ab, Aeckerlein ab, so kommt der faule Schnitter drab!“ Und zum Spott gesellt sich oft noch der Schaden: der faule Schnitter, dem vorzugsweise der appellative Schimpfname Hätsch beigelegt wird, muß zur Buße die ganze durstige Gesellschaft mit Wein und Käse tractiren. Bisweilen geschieht es aber auch umgekehrt, daß etwa ein besonders flinker Flügelmann den Andern vorausschneidet, unvermerkt quer durch das Feld fährt und alsdann zur andern Seite plötzlich die Sichel schwingend auftaucht mit der jubelnden Genugthuung, den Ueberraschten allesammt ein „Aeckerlein“ abgeschnitten zu haben. — Der einzelne Schnitter soll aber auch nicht — etwa mit der beliebten Formel: „Die Rake will mir auf den Buckel springen“ — die Mühen der Arbeit beklagen, um nicht Muth und Kräfte der Uebrigen zu behindern. Wer sich mit unzeitiger Empfindlichkeit über Rückenschmerzen beschwert, von dem spottet man: der Lenz (Faullenz) will ihm aufsitzen; ja man nöthigt ihn nicht selten unbarmherzig, sich auf den Bauch zu legen und nach der Musik des Geigers von einem aus dem Geschnitte sich auf dem Rücken herumtanzen zu lassen.

Fährt etwa in der brennenden Mittagshize ein kühlender Luftzug über das heiße Feld hin, dann vergißt wohl selten Einer oder der Andere seine Nachbarn zu erinnern: „Das ist den arme Lüte ihres Trinkwilli“. Hat man ein Fuder geladen und der Bauer ist anwesend und macht nicht Miene, den sonst üblichen Trunk zu verabreichen, so hält ihm irgendein fecker Geselle einen Korb hin mit der Bitte, den Durstigen darin Wasser zu schöpfen. — Vorübergehende grüßen mit der stehenden Frage: „Haut's es?“ Und ebenso unveränderlich lautet die Erwiderung: „Haut's es nümme, so wegt me!“ Das Wegen der Sensen und Sicheln ist stets nur einem aus dem Geschnitte, wie billig dem Geübtesten, übertragen. Der lose Neid hat aber das Sprichwort erfunden: „Wer gut wegen kann, kann auch gut lügen“ und umgekehrt; er meint, Sichelwegen und Zungenwegen liegen nicht eben weit auseinander. Der kurzweilige Text, mit dem man die monotone Cadenz des Sichelschalles zu begleiten pflegt, heißt: „Weht me's nit, so haut's es nit.“ Seltsam ist die noch überall ver-

breitete Meinung, daß die Sichel nicht mehr schneide, wenn man dem Weger für seine Arbeit an derselben jeweilen danke. Schneidet sich jemand in den Finger — und eine allgemeine Regel ist, daß ein rechter Schnitter sich neunmal geschnitten haben müsse — so wird ihm angerathen, drei Halme quer übereinander zu legen und darüber in den drei höchsten Namen bluten zu lassen; auch das Nasenbluten wird auf diese Weise gestillt.

So oft ein Feld abgeschnitten ist, muß es von sämmtlichen Schnittern „ausgehölet,“ (ausgejauchzt) werden. Hat ein Schnitter aus Versehen ein Büschel Halme stehen lassen, so knüpft man dieselben oben zusammen und läßt sie so ihm zum Spott ungeschnitten. Uebersieht er aber auch nur einen einzelnen Halm, so hat der Finder desselben das Recht, eine Buße von ihm zu erheben. Geht ein Fremder vorüber, so wird er „in die Halmen genommen“. Man umfängt ihn unversehens mit einer Schlinge von Halmen, bindet ihm auch wohl einen Halm an den Hockknopf und hält ihn so lange fest, bis er sich loskauft. Dasselbe geschieht dem Bauer oder der Bäuerin, sofern sie nur zum Besuch auf das Feld kommen. Von dem jüngsten „Hochzeiter“ im Dorf wird desgleichen, wo er sich eben sehen läßt, „etwas in die Halmen“ d. h. ein Benefiz verlangt. So zieht man sich Zoll und Tringeld ein. Aber mit dem Ueberschuß des Erntesegens wird der Arme bedacht; derjenige, welcher die Garbe bindet, drückt noch insbesondre mit dem Knie auf jegliche Garbe, damit für die Aehrenleser mehr Aehren abfallen. Ja die Aehrenleser werden gar nicht selten mit dem gespeist und getränkt, was sich die Schnitter von ihrem eigenen Unterhalt abbrechen; überdies geht der Dorfwächter von Haus zu Haus und sammelt Brot für die fremden Aehrenleser, und der Gutsherr selbst giebt ihnen Herberge. Für die Armen bleibt ein Stück Feldes auch etwa ganz ungeschnitten. Auf Verspottung oder sonstiger liebloser Behandlung der Aehrenleser liegt die göttliche Strafe schweren Unsegens. Ein übermüthiger Bauer fragt einen Trupp dieser Armen im Scheinton der Freigebigkeit: „Möget ihr Brot?“ um, da sie bejahend antworten, den rohen Witz zu machen: „Gut, so esset brav, wenn ihr heimkömet!“ Aber von Stund an hatte er selbst mit dem Hunger zu kämpfen. Ja jeglicher Mißbrauch der Gottesgabe durch Wort oder Handlung steht unter dem Fluch. So erzählt man sich, wie ein Vater zur Erntezeit sein Kind in der Absicht, es für irgendein Versehen abzustrafen, mittelst Vorhaltens eines Weißbrötchens zu sich gelockt und das so getäuschte Kind hierauf an eine in der Nähe befindliche Eiche gebunden und gezüchtigt habe; nun sei der Teufel in eigener Person erschienen und habe den Vater entführt; der Weg, den er dabei quer durch das Feld genommen, sowie der Baum, an dem er die unnatürliche Strafe vollzogen, werden heute noch gezeigt; die Eiche ist seit Menschengedenken dürr und jener Feldstrich unfruchtbar.

Wenn früher, zur Blüthezeit, der Wind bei schönem Wetter Wellen im

Korn schlug, so hieß es: „Die Engel fahren über das Feld und segnen es“. Jetzt, zur Erntezeit, „fahren die Schafe über das Korn“ oder „der Wolf läuft durchs Saatsfeld, die Sau läuft in der Frucht, die wilden Schweine jagen sich, der Wind säuet im Korn, das Korn walfet“. Hebt aber ein Wirbel oder Windstoß bereits ausgebreitetes Getreide unordentlich in die Höhe, daß er es „verhadert“, so wird er mit dem Zurus beschworen: „Alte Heze! werst ihr die Sichel nach!“ Aeltere Leute behaupten noch, solche Sicheln gesehen zu haben, die von dem Blute der Windsbrauthen, nach welchen sie geworfen worden, rothgefärbt waren. Um die Kinder vom Betreten des Getreides abzuhalten, warnt man sie vor dem darin lauernden „Kornhansli“. Sie wissen indessen auch noch von dem Wolf, der im Getreide haust; man warnt sie förmlich auch vor diesem; und ein Reim, den sie zu einem ihrer Fangspiele immer noch fortsingen, lautet:

Wir gehen in das grüne Korn,
Wer will uns das verwehren?
Wenn nur der böse Wolf nicht kommt,
Sonst müssen wir uns wehren.

Das Kornfeld kann auch gebannt werden. Wer z. B. ein fremdes Feld zur Nachtzeit betritt, findet leicht den Ausgang nicht mehr, bis ihn der Eigenthümer selbst aus dem Bann befreit. Nur ein Mittel giebt es, sich selber zu befreien: Der Gebannte muß seinen Rock ausziehen, ihn umgewendet auf den Boden legen, darauf treten und so vorwärts rutschen, ohne mit seinen Füßen den Boden zu berühren. — Das Mutterkorn, dieser dunkelviolette, gekrümmte Kornpilz, heißt Roggenzahn, Roggennägel und Tüfelschreueli (Teufelskralle). Mit großer Scheu betrachten die Schnitter die häufig im Getreide wachsende rothe Kornrade (Lychnis Githago): sie bedeutet ein naheß Sterben im Hause des Bauers. Dagegen freuen sie sich über das sogenannte Glückshäfel, ein pilzartiges kelschförmiges Pflänzchen. So viele Samenkörner es enthält, so manchen Gulden wird heuer der Mütt Kernen gelten — oder: so manches Tausend Gulden ist der Acker werth, auf dem es steht. Die Körner selbst heißen Brötchen. In die Schuhe gelegt, verhelfen sie zu einem glücklichen Fund. Ebenso vorbedeutend sind die Schläge der Wachtel im Getreidefeld; sie bestimmen die Zahl der Bagen, welche das Brot im kommenden Frühling gelten wird. Im Jahr 1816 soll die Wachtel geschlagen haben, bis ihr der Athem ausging. — Was etwa am Rosatag gesät wurde, das ergab lauter kleine taube Aehren, die nun „Rössli“ heißen. „Ghurig“ d. h. stehend und liegend durcheinander verwachsen ist die Frucht, welche an Fronfasten gesät wurde. — Gern bindet man wo möglich in jede Garbe etwas Wollkraut ein; es schützt sie gegen die Mäuse in der Scheune. — Der letzte Acker, auf welchem geschnitten wird, heißt der „Muschelacker“ (anderwärts Mosel = Ruh, auch schweizerisch Mauchli =

Alpflügel, Zuchtochse), ebenso derjenige, welcher die letzten Halme schneidet, der Schnittermichel, oder, je nach der betreffenden Getreideart, der Korn-, Weizen-, Gersten-, Hafermichel (auch Muffel und Michel) oder auch „Stutz“ und „Sau“. Das Häuflein Geschnittenen, welches bisweilen auf dem Felde zurückgelassen wird, damit der Segen des folgenden Jahres nicht ausbleibe, heißt mit bildlicher Anwendung des Verfahrens beim Teigneten „Hebel“ (Sauerteig). Die mannigfaltigsten, offenbar am meisten mit mythologischen Beziehungen erfüllten Namen erhält die letzte Garbe. „Drei Schnitt es Hämpveli (kleine Hand voll), drü Hämpveli e Hampole, drei Hampole es Hüfeli, und drü Hüfeli e Garb“ — das ist sprichwörtlich die Zusammensetzung jeder regelrecht geschaffenen Garbe. Wenn nun schließlich statt jener drei oder vier Häufchen nur noch eins bis zwei übrigbleiben, so wird diese kleinere Garbe unter Zujuchzen sämtlicher Schnitter als „Wiege“ begrüßt, wobei es nicht an Neckereien und Beglückwünschungen zwischen Schnittern und Schnitterinnen fehlt. Bisweilen wird auch eine solche Wiege dahin gedeutet, daß der Bauer nächstens werde „ersreut“, d. h. mit einem Nachkommen gesegnet werden. Andere Namen der letzten Garbe sind Glücksgarbe, Glückshämpveli, Großmütterli, Rätschvogel, Gügge (Gockel), Has, Fuchs. Früher gab man ihr auch wirklich oft Thiergestalt. In ihr liegt eine vornehmlich schützende und segnende Kraft geborgen. Traf man während des Schneidens Sauerampfer an, so hob man ihn auf und bindet ihn nun mit in diese letzte Garbe ein, oder man thut ebendasselbe mit einem Stein und glaubt beidemal einen vortrefflichen Talisman zu haben, der das Vieh vor verschiedenen Krankheiten bewahre. Zum Gedeihen des Viehes muß auch etwas von der letzten Garbe in die Krippe gelegt werden; ganz besonders fett aber und milchreich wird es, wenn es am Weihnachtsmorgen während des „Einsäutens“ mit den Aehren der letzten Garbe gefüttert wird. Noch unlängst bestand auch da und dort der Brauch, die erste und die letzte Garbe unter dem Vordache der Scheune zu befestigen, „damit sie den Vögeln zur Speise dienten“.*) Bleibt aus Versehen ein Häufchen Getreide auf dem Felde liegen, so geht die Rede, eine von den Personen, welche gehäufelt haben, müsse „Windeln bereit machen“. Beim Schneiden der letzten Halme flechten endlich die Schnitter eine Kornkrone, die sie dem Bauer oder der Bäuerin um den Hals werfen, worauf sie erst den üblichen Schlußtrunk erhalten. Ueber den Lohn an Geld hinaus bekommt der Binder als bevorzugte Ehrenperson zwei Brote, die er an einem an beiden Enden zugespitzten Stab auf der Schulter nach Hause trägt; oder er erhält statt dessen das Zeug zu einer neuen Zwillichhose. Auch die

*) „Aus solchen Bräuchen leuchtet die Milde des Alterthums; der Mensch will sich nicht alles zueignen, was ihm gewachsen ist; dankbar läßt er einen Theil für die Götter zurück, welche auch ferner seine Saat schützen. Die Habsucht nahm zu, als die Opfer aufhörten.“
J. Grimm.

„Anträger“ bekommen mitunter noch einen Extrawecken mit dareingebackenem Trinkgeld.

Mit einem „Walt's Gott bis über's Jahr“ wird das Feld verlassen. Auf der Heimfahrt gilt es mit dem vollen Wagen vorsichtig zu sein; denn hat dieser das „Ungefall“, umzuleeren, so trägt dies dem Eigenthümer gemeiniglich den Ruf ein, Geizes halber bestraft worden zu sein, und der ungeschickte Fuhrmann selbst — wenn nicht der Sohn des Bauers — wird mit dem Drakelspruch geschreckt, er werde eine böse Sieben zur Frau bekommen. Einen besonderen Act des Ernteschlusses bildet die Maskirung und Bekränzung des Sichelträgers, nämlich des jüngsten oder des zuletzt in Arbeit getretenen Schnitters, welcher täglich die Sicheln zu Felde nachzutragen hatte. Jetzt, am letzten Erntetag, wird er von seinen Mitarbeitern mit einer Vermummung abgelohnt und nach dem Instrument, in welchem er sein Bündel Sicheln trug, das „Sichelschit“ benamset, und hat fortan die Rolle eines Hanswurstes zu spielen.

Die Feier des Ernteschlusses fällt in Mitte oder Ende des Juli; sie heißt Sichellegi, Sichelhenki, Sichel lösi, oder — nach dem Vogel der Fruchtbarkeit und des Erntesegens, der ehemals dabei gefeiert und zugleich verschmaußt wurde — Krähhahne; denn den Mittelpunkt dieser Feier bildet eben die Mahlzeit mit ihrem mancherlei Feuerimbiß. Da pflegt denn auch der Dorfschlächter dem Gutsherrn einen „Schaffschlegel“ (Hammelleule) zu überschießen, womit er sich die Erlaubniß erwirbt, die Stoppelfelder mit seiner Schafherde auszuweiden. Eine charakteristische Redensart bei dieser Erntemahlzeit heißt: „Der Wein muß um ein paar Dauben tiefer stehn“. Sache der Hausfrau ist es, dafür zu sorgen, daß wo möglich schon am Abend dieses Tages einige große „Erntebrote“, aus dem neuen Getreide gebacken, aufgetischt werden. Feiern, wie das gewöhnlich geschieht, mehre Häuser oder Höfe den Krähhahnen gleichzeitig, so besucht man sich paarweise und unter allerlei Maskeraden, bis schließlich ein gemeinschaftlicher Tanz alle vereinigt. Oft stattet man auch einer Nachbargemeinde einen Besuch ab auf einem Wagen, auf welchem all das Geräthe mitgeführt wird, welches man zur Ernte gebrauchte.

An dem Erntesonntag, dem kirchlichen Dankfest, pflegte man noch unlängst eine gewaltige Garbe mit zur Kirche zu bringen, die dann schließlich den Armen der Gemeinde überlassen wurde. Am Abend dieses Tages holt jeder „Schnitterchnab“ sein „Schnittermaidli“ zum Tanz ab.

Bald nun, nachdem mit dem leichten Unterpflügen der Stoppeln, welches Strüchen oder Struen heißt im Gegensatz zu dem Eren, d. h. dem eigentlichen Pflügen, das Erntewerk auf dem Felde völlig beendigt ist, geht es ans Dreschen. Am liebsten wird diese Arbeit im Wintermonat und zwar im abnehmenden Mond unternommen; denn „im Neumond ausgedroschene Körner werden lebendig“. Um dem jungen Anfänger das schwere Werk zu erleichtern und ihn in

Rhythmus und Humor zu erhalten, wird ihm der appetitliche Sechsdreschertakt — Sechsez oder Sechsete genannt — vorgesprochen: „Gute heiße Suppe! Speck und Döpfelsüßli (gekochte Äpfel)!“ oder der Achtdreschertakt: „Räbepappe! Räbepappe!“ (Rübenbrei). Wenn er sich aber trotzdem ungeschickt benimmt, so wird er die Zielscheibe aller erdenklichen Neckerei; er muß sich neben denjenigen stellen, der an den lustigsten Einfällen nie auskommt; er wird zum Spott nach der „Schaubscheer“ oder dem „Windfaß“ ausgeschiedt; oder es geht ihm schlimmer: er wird „geeselt“. Zweie geben sich ein Zeichen; plötzlich steckt ihm der Eine den Flegelstiel zwischen den Beinen durch, und er wird unversehens in die Höhe gehoben, so daß er schwebend ohne Rath und Hilfe dem Gelächter preisgegeben ist. Beim Auflösen der Garben wird besonders eingeschärft, daß die Weide, mit welcher sie gebunden, wirklich aufgelöst und nicht bloß abgestreift werde; dem Zuwiderhandelnden wird in Aussicht gestellt, daß ihm ein „Hoger“ (Höcker) oder ein Kropf wachsen werde. Eine alte Drescherregel ist, daß in der Scheune nicht gepffiffen werden darf; wer es hierin versieht, hat den Uebrigen einen Trunk zu bezahlen. Vorübergehende zwingt man oft, wenigstens einen Drasch mitzudreschen. Beim Ausbruch der letzten Garbe suchen die Drescher die Bäuerin „in die Flegel zu nehmen“, d. h. mit ihren Flegeln einzuschließen. Gelingt es ihnen, so hat sie für jeden Drescher eine Maß Wein auf die Tenne zu bringen; oft sucht sie sich deswegen, um diesem Opfer zu entgehen, heimlich auf die Seite zu stehlen und wird alsdann mit der größten Beharrlichkeit wieder hervorgesucht. Wer den letzten Drischelschlag thut, heißt auch hier „Dreschermuchel“ oder „Flegeliesel“; er hat nach dem Schlußschmaus, der sog. „Flegelredl“, die Uebrigen gewöhnlich für einige Zeit zechfrei zu halten; und was das heißen will, davon redet derb genug das Sprichwort: „En Dröschler, en Wöschler und en Hund — möged alle Stund“ (haben immer Appetit); oder er wird in Stroh gewickelt und den Vögeln zur Scheu an einen Baum des Baumgartens gebunden. Wird das Stroh gebunden, so machen sich die Drescher überdies noch bisweilen den Spaß, eine Person — gewöhnlich ist es die Tochter des Hauses — ins Stroh einzubinden. Hat sich derjenige, welcher den ersten Strohbund macht, „noch nicht verändert“, d. h. ist er noch unverheirathet, so wird aus der regelrechten oder der zerzausten Form des Gebundes geschlossen, ob seine Zukünftige eine „ordentliche“ oder aber „unordentliche“ Frau — eine Hättsch — sein werde. Von dem letzten Drasch endlich fertigt der Schnittermichel eine Kornpuppe an, den sog. „Straubögg“, in Gestalt und Größe eines Mannes; sie wird in den Hof gestellt und in Gegenwart sämtlicher Arbeiter, die einen Ring bilden, verbrannt. Das erste Zeichen zum Beschluß der Arbeit wird indessen mit dem Arbeitszeug selbst gegeben. Ein Schlag, den sämtliche Drescher zumal auf die Tenne ausführen, verkündigt dem Bauer, daß er den Schlußtrunk zu leisten hat. Bisweilen wird statt dessen ein Bindbaum vor die

Scheune geschafft, der auf untergelegten Balken ruht; auf diesen schlagen nun alle mit ohrzerreißendem Scandal los, und der Bauer beeilt sich, den so nachdrücklich verlangten Wein herbeizuschaffen, damit ihm nicht Flegel und Bindbaum gar zu Schanden gehen.

Wird nun endlich das Korn zur Mühle geschafft, dann verrathen die Zungen auf der Gasse unzweideutig die Meinung der Alten in Hinsicht auf des Müllers Schelmengestülpe; sie rufen im Tone des Mühlegeklappers:

Um ein Drittel, um ein Drittel?

Um's halb, um's halb?

Mitsammt dem Sack! Mitsammt dem Sack!

Um so vorsichtiger geht man zu Hause mit Mehl und Getreide um. Mehl- und Fruchtkasten werden niemals völlig geleert, „damit der Segen nicht ausgeht“. Ein beispielsweises Verfahren des älteren Aberglaubens, von dem aufbewahrten Getreide für sieben Jahre das Angeziefer fern zu halten, war dieses: der „Bindnebel“ für die Garben ward von einer Stechpalme genommen, welche am Charfreitag Nachts 12 Uhr abgeschnitten werden mußte; wer die Palme schnitt, durfte auf seinem Gange weder zurücksehen noch Begegnende grüßen; das Holz mußte mit Einem Streich abgehauen werden, und zwar in den drei höchsten Namen; und während des Abschneidens mußte man ein in einem Jahr gewachsenes Doppelschoß von einer Haselstaude im Munde halten. — Wie der Bauer mit seinem Mehl umgehen soll, sagt ihm übrigens sein alter Spruch: „Mühlewarm und Ofenwarm — macht die reiche Buren arm“ — d. h. wenn das Mehl, sobald es aus der Mühle kommt, gebacken, und das Brot, sobald es aus dem Ofen kommt, verzehrt wird, so gereicht das dem Bauern zum empfindlichen Schaden. Beim Backen ist es der Mutter alter Brauch, daß sie den Mehlsack, während das Brot im Ofen ist, entweder aufhängt oder sonst sorgfältig aufthürmt. Je höher er steht, desto höher wird das Brot. Und eine strenge Strafe hat das Kind zu gewärtigen, welches das Unglück hat, den Sack etwa „herunterzufallen“ oder zusammenzudrücken.

Der jeweilige Kornpreis ist für den Bauersmann selbstverständlich eine Lebensfrage; kein Wunder darum, daß er ehemals, da er noch auf Hauswand und Dachbalken, über Thür und Treppe des neuerrichteten Hauses seinen frommen oder launigen Spruch setzte, selten vergaß, den Ansaß des Getreidepreises aus dem laufenden Jahrgang mit hineinzureimen. „Mit Gottes Hilf ward ich aufgestalt — da ein Mütt Kernen 3 Guldi galt — und ein Viertel Haber mit 4 Bz. zahlt“ — so lautet z. B. die Inschrift an einem Hause in Ruffikon, welches die Jahreszahl 1697 trägt. —

Zahlreiche Sagen haben bis auf die Gegenwart herab den uralten Glauben unsrer Vorfahren aufbewahrt, „daß Wuotan, der Erntegott, und seine Begleiter in mancherlei Gestalten fördernd und befreundet bei dem dankbaren Landmann

verweilen und sich der dargebrachten Opfer erfreuen, bei dem verhärteten, eigensüchtigen Menschen dagegen auch mit priesterlicher Härte den Ertrag zehnten und Mangel bereiten.“ Davon zum Beschlusse noch zwei Proben.

Ein Bauer in Birchwyl hatte auf dem Kornzelg der Gemeinde eben seine Ernte begonnen, als ein Gewitter herannachte. Rasch wollte er das bereits geschnittene Getreide in Garben binden und heimführen lassen; aber ein altes Weib, angeblich aus Schwaben herübergekommen, das bei ihm als Schnitterin diente, versicherte, daß seinem Getreide kein Schaden drohe. Der Bauer ließ hierauf das Getreide liegen und ging mit seinem Geschnitten zum Mittagessen, während die Nachbarn ihr Korn so schnell als möglich heimzuschaffen bemüht waren. Die Wolken entleerten sich; und als Nachmittags die Schnitter wieder auf das Feld zogen, war kein einziger Strohalm auf dem Felde des Bauers naß, während auf den übrigen Feldern das Gewitter bedenkliche Spuren zurückgelassen hatte. Das Weib aber, das dem Bauer den Rath erteilt hatte, war verschwunden, und Niemand sah es wieder. — In Werikon hatten die Schnitter eines Gehöftes eben ihr Abendessen vor sich, welches in einer gewaltigen „Nidel-dünne“ (Rahmfuchen) bestand. Da trat eine alte Frau zu den Essenden und bat um ein Stück Dünne. Aber der maßlose Appetit der Essenden versagte ihr die Bitte. Packt Euch! sagten sie, wir haben nichts Boriges (Uebrigcs) für Euch. Auf einmal verschwand nun das Weib, man wußte nicht wie; und halb zagend begaben sich hernach die Schnitter wieder an ihre Arbeit. Kaum war aber eine Stunde verflossen, so kam ein gewaltiger Wirbelwind und wüthete dergestalt auf dem Felde, daß nicht ein einziges Hälmchen darauf übrigblieb. Der Unfall wurde dem Rachegeist zugeschrieben und diente zur guten Lehre für den Bauer, welcher von da an wenigstens während der Ernte mildthätiger gegen die Armen wurde.

Otto Sutermeister.

Literatur.

Der Herr der Inseln von Walter Scott. Uebersetzt von W. Herzberg. Bremen, Verlag von A. D. Geisler. 1864.

Unter den metrischen Dichtungen Scotts diejenige, welche den Charakter des Epos am strengsten festhält, hat der „Herr der Inseln“ gleichwohl noch keinen deutschen Uebersetzer gefunden, der seinem Werthe gerecht geworden wäre. Die vorliegende Uebersetzung füllt diese Lücke in recht ansprechender Weise aus, und wir hoffen, daß das deutsche Publikum, welchem das Original nicht zugänglich ist, davon gebührend Act nehmen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. A. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.